

Sozialdemokrat

Einzelpreis 70 Heller.
(Einschließlich 5 Heller Porto)

Zentralorgan d. Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei i. d. Tschechoslowakischen Republik.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

Druckerei u. Verwalt.: Drag II, Křižanova 15 • Tel.: 26703, 31409, Nachdruck: (ab 21 Uhr): 33555 • Postfach: 57544

12 Jahrgang.

Donnerstag, 20. Oktober 1932

Nr. 248.

Malypetr verhandelt.

Prag, 19. Oktober. Heute hat Ministerpräsident Udrkal in einer Sitzung der politischen Minister offiziell seine Demissionsabsichten mitgeteilt und sie mit seiner erschütterten Ge-



Jan Malypetr

undheit begründet. Die Minister beschloßen daraufhin, dem nächsten Ministerrat die Gesamtdemission des Kabinetts zu empfehlen.

Zwischenverhandelt der — von dem nicht gerade verfassungsmäßigen Forum des Vorstandes der tschechischen Agrarier beauftragte fünfstufige Ministerpräsident Malypetr bereits mit den Parteien. Einzelne Blätter verzeichnen das Gerücht, daß Malypetr dabei auch mit den tschechischen Gewerbetreibenden und mit Hlinka zu verhandeln gedenke.

Für den Posten des Finanzministers in der neuen Regierung wird eine ganze Reihe von Kandidaten genannt. Dr. Preis von der Zivno und auch Dr. Englis dürften nicht viel Aussichten haben, da sie auf scharfen Widerstand im sozialistischen Lager stoßen würden. Weiters werden Oberdirektor Koval und Degen als Kandidat von der Nationalbank genannt, ohne daß damit die Liste der Kandidaten erschöpft wäre.

Größere Verschiebungen würden sich ergeben, falls man den Plan ausführen sollte, die Ministerien für Volksernährung und Auslieferung nicht mehr mit eigenen Ministern zu besetzen, sondern durch andere Minister verwalten zu lassen. In diesem Fall soll nach einer Version Brchun's Postminister werden, während Dr. Franke das Eisenbahnerreferat übernehmen und der jetzige Minister Pala sich wieder in einen schlichten Ministerialrat verwandeln würde. Als agrarische Ministerkandidaten werden noch wie vor Hodza, Dr. Cerna, der Schwiegerohn Svoboda, aber auch der mächtige Landespräsident Cerna als Innenminister genannt. Dies alles sind jedoch bloße Kombinationen.

Sozialdemokratisches Mißtrauensvotum gegen Dollfuß

Wien, 19. Oktober. (Eigenbericht.) Heute nachmittags fand eine mehrstündige Beratung der sozialdemokratischen Abgeordneten statt. Es wurde beschlossen, in der morgigen Sitzung des Nationalrates wegen des Mißbrauches des kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes, dann wegen der Berufung eines ausgesprochen monarchistischen Parteimitglieds zum Staatssekretär für Sicherheitswesen und wegen Verletzung des verfassungsmäßig gewährleisteten Grundgesetzes der Gleichheit vor dem Gesetz bei der Verfassung eines einseitigen Versammlungs- und Demonstrationenverbotes einen Mißbilligungsantrag gegen die Gesamtregierung einzubringen.

Ferner beschloß der Verband, gemäß dem im Mai beschlossenen Gesetz über die Auflösung des Nationalrates als Wahltag den 27. November vorzuschlagen. Die Regierung sei in einer Besprechung mit den Großdeutschen die Absicht geäußert, die Wahlen bis in das Frühjahr 1933 zu verschieben.

In der morgigen Sitzung des Nationalrates wird das Budget vorgelegt und vom Bundeskanzler mit einer Regierungserklärung eingeleitet werden.

Ein neuer Kommunistenputsch in Nordböhmen?

Die kommunistischen Parteiführer treffen fieberhaft Vorbereitungen zu einem neuen Streikputsch im nordwestböhmischem Braunkohlenrevier. In der kommunistischen Presse, in Versammlungen und „Konferenzen“ wird erfucht, die Bergarbeiter für den neuen Streikputsch zu gewinnen. Auf den Schächten unterbreiten die kommunistischen Unterführer den Belegschaften Resolutionen, in denen als Forderung eine Reihe demagogischer Forderungen aufgestellt sind, wie z. B. „Verlängerung des von den koalitierten Bergarbeiterverbänden am 15. April abgeschlossenen Prager Uebereinkommens“, ferner „Entschädigung der Feiertagschichten, Gewährung einer Rotaushilfe von 500 K für Verheiratete und 300 K für Ledige“ und noch andere.

Was die kommunistische Forderung nach Verlängerung des Prager Uebereinkommens anbelangt, so muß daran erinnert werden, daß die Kommunisten dieses Uebereinkommen wochenlang als einen „schweren Verrat an den Bergarbeitern“ bekämpft haben. Nun soll einmal erhoben sie diesen „schweren Verrat“ zu ihrer ersten Forderung mit dem Verlangen, daß dieser „Verrat“ bis zum Dezember 1933 verlängert werden soll. Allein diese Tatsache beweist, was für ein feines und gefährliches Spiel die Kommunisten mit den Interessen der Bergarbeiter treiben.

Bezüglich der Verlängerung des Prager Uebereinkommens werden die koalitierten Bergarbeiterverbände Union und Svaz horniků schon selbst die nötigen Schritte unternehmen. Am 6. November finden Revierkonferenzen der Union der Bergarbeiter und des Svaz horniků statt, die zu der Lage im Reviere Stellung nehmen und das weitere Vorgehen ihrer Organisationen bestimmen werden.

Allein die Beschlüsse dieser Konferenzen werden für die Verarbeiter des Revieres maßgebend sein, nicht aber die demagogischen und zum Teil vollständig undurchführbaren Forderungen der Rubellkommunisten.

Es gibt im ganzen nordwestböhmischem Reviere keinen vernünftig denkenden Bergarbeiter, der gegenwärtig an die Möglichkeit einer Entschädigung für die Feiertagschichten und an die Ge-

währung einer Rotaushilfe, wie sie die Kommunisten fordern, glauben würde. Entschädigung der Feiertagschichten und Rotaushilfen bedeuten Lohnerhöhungen und keine geringen. Sind aber die Bergarbeiter in der Lage, gegenwärtig solche Lohnerhöhungen durchzusetzen? Die Kommunisten sagen doch selbst, daß die Bergarbeiter die „geplanten Angriffe auf ihre Löhne“ abwehren müssen.

Die Kommunisten versuchen also die Bergarbeiter mit demagogischen und betrügerischen Forderungen in einen neuen Streikputsch, ähnlich jenem vom Frühjahr dieses Jahres, hineinzumandrieren, nur aus dem einen Grunde, um ihr politisches Agitationsbedürfnis zu befriedigen. Sie wollen, wie die Rubelpresse offen schreibt, die Bergarbeiter wiederum, wie im Frühjahr mit Terror und Gewalt aus den Gruben treiben, falls sie sich für den neugeplanten Streikputsch nicht mißbrauchen lassen sollten.

Für Sonntag, den 23. Oktober haben die Kommunisten eine sogenannte „Reviergemeinschaftskonferenz“ nach Brůz in das Schützenhaus einberufen, um sich von den zusammengetrommelten kommunistischen Anhängern und von ihren Indifferenteen eine Legitimation zu ihren weiteren Putschvorbereitungen geben zu lassen.

Die Vertrauensmänner und Mitglieder der freien Bergarbeiterorganisationen werden selbstverständlich zu dieser Konferenz nicht erscheinen!

Sie finden es mit ihrer Ehre und mit der Jugendlichkeit zur freien Gewerkschaft unvereinbar, sich gegen ihre Organisation mißbrauchen zu lassen.

Ein neues kommunistisches Abenteuer würde diesmal für die Bergarbeiter Nordwestböhmens von den schlimmsten Folgen begleitet sein und den Grubenkapitalisten nur einen willkommenen Anlaß geben, einige tausend Bergarbeiter im Reviere zu entlassen.

Es liegt daher im eigenen Interesse, wenn die Bergarbeiter den geplanten kommunistischen Streikputsch nicht nur ablehnen,

sondern den unverantwortlichen und gefährlichen Treibern der Rotaushilfe den allerschärfsten Widerstand entgegenzusetzen.

Die Angriffe auf die Preußenkasse.

Deutschnationaler Angriff bricht zusammen.

Ein Ausschuß des preußischen Landtages befaßte sich mit den Angriffen, welche von deutschnationaler Seite auf den Leiter der Preußenkasse Dr. Klepper unternommen wurden und der preußischen Regierung vorwerfen, daß sie unerlaubte Geschäfte der Preußenkasse mit Feinigungsunternehmungen geduldet habe. Es seien aus parteipolitischen Gründen die Zentrumsblätter „Königliche Volkszeitung“ und „Germania“ durch Gelder der Preußenkasse unterstützt worden. Der Ausschuß vernahm den angegriffenen Minister Dr. Klepper als Zeugen, um sich Klarheit zu verschaffen. Dr. Klepper sagte aus, daß noch einer Unterredung mit Minister Hirtzfelder (Zentrum) dem Vorbesitzer in Köln vorübergehend aus Mitteln der Preußenkasse Beträge zur Verfügung gestellt wurden, welche für die „Königliche Volkszeitung“ bestimmt waren. An der Gründung des Blattes war der Staat interessiert, da die Gefahr bestand, daß sonst ausländisches Kapital dieses wichtige Organ beeinflusst hätte. Solche Geschäfte sind auch schon vor und nach dem Kriege gemacht worden. Unter allgemeiner Heiterkeit erinnert Dr. Klepper daran, daß die Preußenkasse 1914 auf dieselbe Weise bei dem deutschnationalen Scherl-Verlag einschreiten mußte. Aus denselben Gründen bei der Ankauf von Germania-Aktien im Werte von etwa 100.000 Mark erfolgt. Auf Fragen von nationalsozialistischer Seite erklärt Dr. Klepper, es seien alle Aktien der „Germania“, deren man habhaft werden konnte, aufgekauft worden, um zu verhindern, daß ein Großaktionär der „Germania“ die absolute Majorität erlangen könnte. Dieser Großaktionär war der Reichsanzler von Papen.

Im Zuge der Verhandlung wurde darauf hingewiesen, daß auch konservative und rechtsgerichtete Blätter staatliche Unterstützungen erhalten haben.

Ministerpräsident Otto Braun sagte als Zeuge aus, daß die privatrechtliche und vermögensrechtliche Seite der Angelegenheit vom Reformminister geprüft wurde; er selbst habe keine Verantwortung gehabt daran zu weiseln, daß die Preußenkasse zu einem solchen Geschäft befugt ist. Die politische Verantwortung hierfür habe er übernommen und trage er auch heute. Nachdem Braun unter Heiterkeit des Ausschusses einige nationalsozialistische und kommunistische Angriffe schlagend abgefertigt hatte, wird Minister Hirtzfelder einberufen. In seinen Erklärungen ist interessant, daß die Intervention der „Germania“ von dem Bestreben beeinflusst war, die politische Linie des Blattes aufrecht zu erhalten, d. h. es nicht Papen auszuliefern.

Neuer Rückgang des Pfund.

Berlin, 19. Oktober. Der gestrige und heutige Rückgang des englischen Pfund Sterling sowie der nordeuropäischen Devisen hat in deutschen industriellen Kreisen Unruhe hervorgerufen. Es wird hier angenommen, daß der Rückgang künstlich herbeigeführt wurde und daß England auf diese Weise seine Ausfuhr auf Kosten der deutschen Ausfuhr erleichtern will. Außerdem wird in finanziellen Kreisen die Ansicht ausgesprochen, daß der Rückgang des Pfundes offenbar von dem Wunsche englischer Finanzkreise diktiert ist, daß der Erds jener Anleihen, die nicht durch die letzte Konvertierung betroffen wurden, nicht ins Ausland wandert.

Jubeltag des Fascismus.

Im Zeichen der Pleite und der Angst.

In den Tagen vom 24. bis zum 26. Oktober feiert der italienische Fascismus das Fest seiner zehnjährigen Gewaltherrschaft über das italienische Volk. Zur Vorfeier hat Mussolini am letzten Sonntag seine fascistischen Heerscharen auf der Piazza Venezia in Rom versammelt und sie mit einer seiner schon sattem bekannten bombastischen, großspurigen Reden traktiert, in der er, da jeder Widerspruch ausgeschlossen war, leicht versichern konnte, es genüge, aufmerksam herumzublicken, um sich davon zu überzeugen, daß der Fascismus in den zehn Jahren seiner Herrschaft „einfach Unermeßliches“ geleistet habe. Bei aller Schönfärberei, die sich der Phrasengehämmerung auch diesmal leistete, konnte er doch nicht davon vorübergehen, daß es auch in Italien trotz seines mit „Kraft, Stärke und Klugheit“ geführten Regimes eine Krise gibt, welche peinliche Feststellung er den Zuhörern dadurch zu verjüngen suchte, daß auch in anderen Ländern verweifelnde Not herrsche. Er mußte auch zugeben, daß ebenso wenig wie andere auch er nicht „irgendwelche Wundermittel“ gegen die Krise kenne. Das ist, da ja der Fascismus dort, wo er noch nicht im Besitz der Macht ist, sich als den Erlöser und Erretter aus allen Nöten der Gegenwart ausgibt, schon ein recht artiges Geständnis.

Also der Fascismus feiert in diesen Tagen den zehnten Jahrestag seines „Marsches auf Rom“. Das wird, dessen kann man überzeugt sein, mit allem Rummel und allem Klim-Bim geschehen, in dessen Aufmachung sich der Fascismus als Meister der Regie bewährt hat. Paraden, Truppendefileurungen, Ovationen und Reden werden abwechseln, aller Braul wird entfaltet werden, wobei nicht vergessen werden wird, die Schaustellungen zu filmen, die man dann den Kinobesuchern als Beweis der Größe und Herrlichkeit des fascistischen Regimes und der Glückseligkeit des italienischen Volkes vorzuführen. Wie es hinter den Kulissen aussieht, ist allerdings ein anderes Kapitel, das der Fascismus nicht knowwürdig befindet. Was erklärend ist, wenn man weiß, daß die Justizdenkmal des Volkes durch Standgerichte, Massenverhandlungen, ein ausgedehntes Spiesystem, das sogar alle Portiers in den Diensten der Angeberei stellt, durch Deportationen auf ferne Inseln und andere infernalische Schändlichkeiten auf das wirksamste gefördert wurde.

Mussolini, der sich in den Tagen des „Marsches auf Rom“ vorsichtig von Rom fernhielt und in Mailand weilte, wird natürlich nicht verfehlen, dieses Ereignis als eine hervorragende Heldentat des Fascismus und seiner eigenen Person zu feiern. Dabei besteht sein einziger Zusammenhang mit dieser Heldentat darin, daß er in Mailand am Telefon hing und den Fortgang der Aktion abhörte — keineswegs aber, daß er hoch zu Ross an der Spitze seiner Getreuen nach schweren Kämpfen in die italienische Hauptstadt eingezogen wäre. Die Polizei und etwa noch ein Regiment Infanterie hätte genügt, um dieser „ruhmvollen Tat“, ein unruhuliches Ende zu bereiten, aber der König zog es vor, die Staatsmacht vor den fascistischen Banden kapitulieren zu lassen und Mussolini zum Ministerpräsidenten zu ernennen. Was später geschah, mag nicht immer mit Zustimmung des Königs, der bald zur dekorativen Schattenfigur sich herabgedrückt sah, geschehen sein, eine offene Weigerung hätte bald dazu geführt, auch noch das letzte, den Schmutz seiner Krone zu verlernen.

Es sind nun zehn Jahre verflossen, seitdem das fascistische Regierungssystem errich-

tet wurde und in der Tatsache dieser Dauer wird der Faschismus den Beweis erbringen wollen, daß er das richtige System ist, nach dem das italienische Volk regiert werden will. In Wahrheit ist es nur ein Beweis, daß die faschistische Staatsgewalt sich so ausreichende Machtmittel zu schaffen verstanden hat, daß das wehrlos gemachte Volk das Joch seiner Bedrückung trotz aller gärenden Unzufriedenheit nicht abzuschütteln imstande war. Allerdings: Italien ist am Faschismus auch nicht zugrunde gegangen. In den ersten Jahren seiner Herrschaft konnte er sogar darauf triumphierend hinweisen, daß Italiens Handel und Wandel blühe, während in anderen Ländern Europas eine Produktions- und Abfahrtskrise das Wirtschaftsleben lähme. Der Faschismus schrieb das seiner innerpolitischen Gesetzgebung zu, welche den Arbeitern das Streikrecht raubte, sie in Zwangsgilden zusammenschloß und das Staatsbudget rationell bewirtschaftete. Nur eben, daß diese Konjunktur nicht ein Verdienst des Faschismus war, sondern eine Folge des Tiefstandes der Lira. Einige Jahre später war Italien so weit, daß es das einzige Land Europas war, welches wieder Kriegsbrot essen mußte und bald stellten sich auch in Italien alle Anzeichen wirtschaftlicher Depression ein, die heute furchtbare Ausmaße angenommen haben und äußerlich nur dadurch etwas verdeckt werden können, daß das Regime der faschistischen Diktatur unerträgliche Hypothesen auf die Zukunft legt. Wie glorreich der Faschismus Italien verwaltet, geht daraus hervor, daß die Staatsausgaben seit zehn Jahren um jährlich drei Milliarden Vore gestiegen sind, obwohl in derselben Zeit die Kriegslasten für Pensionen usw. um jährlich über drei Milliarden zurückgegangen sind. Gut zwei Drittel der Mehrausgaben entfallen auf Militär, Polizei und Kolonialausgaben, was eben zum größten Teile die Kosten sind, die das italienische Volk für die Erhaltung der faschistischen Herrschaft bezahlen muß. Seit der seine Horden durch seine großmäuligen, schwallstigen Reden zu Ausbrüchen des Enthusiasmus hinreichende „Duce“ über das italienische Volk die Peitsche schwingt, sind die Staatsschulden um etwa 35 Milliarden hinaufgeschwollen, was bedeutet, daß Mussolini während der zehn Jahre seiner Wirksamkeit täglich zehn Millionen neue Schulden gemacht hat.

Dabei ist das Wirtschaftselend in Italien ein nicht minder trostloses und verzweifelteres als in anderen Ländern, nur mit dem Unterschied, daß das Volk keinerlei Möglichkeit besitzt, seinem Unmut und seinen Beschwerden, ja auch nur seinen Klagen Ausdruck zu geben. Die vollständige Kontrolllosigkeit der Staatswirtschaft hat die Korruption zu einer riesigen schwebelnden Eiterbeule werden lassen, aber angesichts aller Verderbtheit des Systems, alles Jammers und alles Elends wagt es Mussolini noch immer von den „einfach unermesslichen“ Leistungen des Faschismus zu jafeln.

Zehn Jahre Faschismus in Italien! Was ist dies mehr als eine polizeitechnische Leistung! Auch nach zehn Jahren Herrschaft kann sich der angstzitternde Faschismus nicht anders behaupten, als dadurch, daß er den auf dem Volke lastenden Druck verstärkt, die Gefängnisse füllt und die Verbannungsinselfn bevölkert! Er wird jetzt lärmende, glanzvolle Feste feiern und damit das dumpfe unterirdische Grollen der Volksempörung zu überdeuten suchen. Er wird dennoch der unvermeidlichen Abrechnung nicht entgehen!

Jungsturm-Prozeß.

Brünn, 19. Oktober. Auch der heutige dritte Verhandlungstag verläuft ruhig und ohne jede Sensation. Die Entnahme der übrigen sechs Angeklagten, die auf freiem Fuß sind, ist reibungslos vor sich gegangen. Sämtliche Verhörprotokolle sind den Angeklagten zur Last gelegten Doktrinen nicht schuldig und bestreiten jede militärische und antisstaatliche Tendenz des Jungsturmes. Auch verlesene Materialien, Briefe und Protokolle, die fast ausschließlich organisatorische Angelegenheiten behandeln, brachten nichts von Belang. Vom Brünnener Divisionsgericht ist eine Zuschrift eingelaufen, in der mitgeteilt wird, daß gegen einen der Mitbegründer des Jungsturmes, Franz Frey, der gegenwärtig beim Militär dient, das Strafverfahren nach Paragraph 2 des Schutzgesetzes eingeleitet wurde. Sämtliche Angaben in den verlesenen Briefen, die auf eine gewisse Stärke und organisatorische Festigkeit der Jungsturmabteilung in der Tschechoslowakei schließen lassen würden, werden von den Angeklagten als übertrieben hingestellt, da der Reichsleitung des Jungsturmes in Deutschland nur eine stärkere Jungsturmabteilung in der Tschechoslowakei vorgezogen zu werden sollte, die Brünnener Jungsturmabteilung tatsächlich aber nur höchstens sechs Mitglieder hatte. Von größtem Interesse war eine Angabe Otto Cernáks über seine Tätigkeit und seine „militärischen“ Pläne, die in seine Studienzeit an der tschechischen Realschule in Brünn fallen.

Der Fall Proske.

Wer kann es bei den Nazis zu Amt und Würden bringen?

Die Rolle, die der Leutnant Proske beim Bergarbeiterstreik gespielt hat, ist hinlänglich bekannt. Er war eine der lautesten Kräfte im Streit gegen die Sozialdemokratie. Er hat versucht, die Kommunisten an Demagogie zu übertrumpfen. Und als der Streit vorüber war, war es auch mit der Herrlichkeit Proskes zu Ende.

Wie das kam, darüber teilt der „Glückauf“ nun folgendes mit:

Als die koalitierten Bergarbeiterverbände am 15. April 1932 in Prag die Vereinbarung abgeschlossen haben, erschien am 16. April 1932 Herr Proske in Prag im Arbeitsministerium und fragte, ob der Deutschsozialistische Bergarbeiterverband das Uebererlangen nachträglich fertigen könne. Ein Ministerialrat befragte darüber den Arbeitsminister und im Auftrage des Arbeitsministers wurde dem Herrn Proske geantwortet, er solle sich mit dieser Frage an die koalitierten Bergarbeiterverbände wenden; das Ministerium überlasse diesen die Entscheidung.

Diese von uns gebrachte Meldung hat nun Herr Proske in aller Form, öffentlich, in Versammlungen und Zeitungen als unwahr und als Lüge erklärt, hat sie dem eigenen Verband gegenüber bestritten, bestritt er solange, bis eine Deputation von zwei Mitgliedern des Verbandes vorstandes mit dem Obmann Hausenbosch sich im Ministerium für öffentliche Arbeiten erkundigte und dort erfahren mußten, daß unsere Behauptungen richtig sind.

Nachdem nun solcherart Herr Proske nicht nur die ganze Öffentlichkeit, sondern auch seinen eigenen Verband angezogen hat, wurde er vom Verbandsvorstand entlassen. Nach seiner Entlassung, bzw. bei der Uebergabe seiner Geschäfte wurde allerdings von dem Deutschsozialistischen Bergarbeiterverband noch eine weit unangenehmere Entdeckung gemacht, nämlich, daß die Kasse des Verbandes, die Herr Proske führte, nicht in Ordnung war. Wie groß die Summe ist, um die es sich dabei handelt, erfährt man nicht. Sie ist, worüber gewisse Anzeichen sprechen, nicht gering, ob sie den Mitgliedern des Deutsch-

sozialistischen Bergarbeiterverbandes bekanntgegeben wurde, entzieht sich unserer Kenntnis.

Und über den Werdegang des Proske weiß der „Glückauf“ folgende erbauliche Dinge zu erzählen:

Woher kam Proske? Proske tauchte eines Tages nach dem Zusammenbruch als gewöhnlicher Leutnant und ehemaliger Couleurstudent am Doblhoff-II-Schacht in Modlan auf, und zwar in der Eigenschaft als Handlanger bei den Grubenbauern. Selbstverständlich hat Proske diese Arbeit nur durch Protektion der Direktion und der Betriebsleitung erhalten. Proske war damals auch Mitglied der Union der Bergarbeiter, ist nicht besonders hervorgetreten, hat circa einhalb Jahre bei dieser Beschäftigung als Handlanger und Grubenbauer verbracht, hat dann seine Arbeit niedergelegt und — siehe da! — eines Tages taucht er auf als Sekretär des neugegründeten Deutschsozialistischen Bergarbeiterverbandes. Er hat ja alle Erfahrungen und Voraussetzungen, die mit einem Bergarbeitersekretär verbunden sind, reichlich mitgemacht: Couleurstudent, Offizier und an bergmännischen Erfahrungen gerade so viel, daß er wußte, daß es in der Grube finster ist. Aber der Herr Proske entwickelte sich. Was ihm an hoch- und sonstigen Kenntnissen abging, verlor er durch rabulistische Demagogie, durch Verleumdungen und Beschimpfungen der Union der Bergarbeiter und ihrer führenden Vertrauensmänner zu ersetzen. Und das alles genügte bei den deutschnationalsozialistischen Bergarbeitern. Herr Proske brauchte durchaus nichts zu verstehen und hat es auch während seiner ganzen Tätigkeit als Bergarbeitersekretär bewiesen, daß er nichts versteht. Er wurde dennoch gefeiert, gelobt, berührt, von der Partei zum Landesvertreter erhoben und hatte wirklich nichts, aber rein gar nichts als ein gutes Rundwerk.

So etwas kann bei den Nationalsozialisten ein hohes Ziel werden! Nur hineinpatziert, Würden- und Postenjäger, in die nationalsozialistische Arena! Geist und Charakter werden nicht verlangt. Es genügt, ein Proske zu sein.

Der Stibbrny-Prozeß.

Das Gedächtnis des Staatsbahnleiters Jaroch läßt nach.

Jolau, 19. Oktober. Am achten Verhandlungstage des Prozesses gegen Stibbrny und Scharovsky gab der Staatsanwalt folgende Erklärung bekannt, daß die Anträge des Staatsanwaltes und der Verteidiger sämtlich zugelassen werden.

Es werden also alle 15 Zeugen vorgeladen, die der Staatsanwalt beantragte, 26 Zeugen, deren Vernehmung Scharovsky beantragte, und eine Reihe von Zeugen, die von Dr. Rabin vorgeschlagen wurden. In Bezug auf das Verhör des Kohlengrubenbesitzers Franz Stejskal, der in Berlin verhaftet wurde, und die Verladung von 12 ehemaligen Ministern des Jahres 1920 als Zeugen hat sich das Gericht die spätere Entscheidung vorbehalten. Weiters stimmte das Gericht der Verlesung aller vorgelegten Schriftstücke zu. Bezüglich der Akten des Obersten Kontrollamtes betreffend den Waggongang behielt sich das Gericht seine Entscheidung vor.

Da die Zeugen noch nicht anwesend waren, wurde mit der Verlesung von Gerichtsakten begonnen und zwar der Strafanzeige des Redakteurs Dyma gegen Abg. Stibbrny vom Jahre 1931 und der Korrespondenz der Firma Anton u. Walter vom Jahre 1920, adressiert an Scharovsky, betreffend seine Provision aus dem Waggongeschäft, wobei der Angeklagte Scharovsky über den unklaren Text des Schreibens wegen der einen Million für distrete Ausgaben keine nähere Erläuterung gab.

Hierauf legte der Staatsanwalt dem Abg. Stibbrny die Frage vor, ob ihm Scharovsky nicht selbst oder durch eine andere Person eine Belohnung angeboten habe.

Abg. Stibbrny antwortet hierauf: „Ich schwöre bei allem, was mir heilig ist und bei meiner Ehre, die mir das Feuer ist, daß ich niemals mit Scharovsky gesprochen habe, daß mir dieser weder selbst noch durch fremde Vermittlung, noch durch Vermittlung Blehs etwas angeboten hat. Mir steigt das Blut zu Kopf, so oft diese Frage an mich gestellt wird! Der Vorsitzende beruhigt den Angeklagten und ersucht ihn, sich nicht anzuregen; es sei Pflicht des Staatsanwaltes, diese Fragen zu stellen.

Dann wird Regierungsrat Dr. Anton Jaroch, Staatsbahnleiter in Prag vorgelesen, der in der letzten Zeit persönlicher Sekretär des Ministers Stibbrny war und dessen Privatkorrespondenz erledigte.

An Verhöre beim Minister erinnert sich der Zeuge nicht. Er gibt zu, daß der Bruder des Ministers den Privatbesuch beseligen benötige. Ob der Zeuge in jener Zeit am Gang des Präsidenten Scharovsky getroffen hat, wie er dies beim Verhör vor dem Untersuchungsausschuß angab, kann er jetzt nicht mit Sicherheit sagen. Dann wird das Protokoll des Zeugen vor dem Untersuchungsamt vorgelesen, in welchem er angibt, daß der Minister Scharovsky wahrscheinlich empfangen habe und daß er der Meinung gewesen sei, daß Stibbrny und Scharovsky einander kennen. Der Zeuge erklärt: „So habe ich dies nicht gesagt“. Vorsitzender: „Wurde Ihnen das Protokoll

vorgelesen, bevor Sie es unterschrieben?“ Zeuge: „Es wurde mir nicht vorgelesen, ich unterschrieb es, ohne es gelesen zu haben“. Vorsitzender: „Beschuldigen Sie, daß Stibbrny und Scharovsky miteinander bekannt sind?“ Zeuge: „Das habe ich nicht gesagt!“. Vorsitzender: „Warum glauben Sie, daß Scharovsky wahrscheinlich beim Minister war?“ Zeuge: „Dies habe ich vielleicht in einem anderen Zusammenhang gesagt.“

Der Staatsanwalt Dr. Mariani beantragte hierauf die Beschaffung der stenographischen Aufzeichnungen über die Aussage des Zeugen vor dem Untersuchungsausschuß.

Weiterer Sieg unserer Eisenbahner.

Gleichzeitig mit den Wahlen in die Vertrauensmännerkorporationen auf den Eisenbahnen fanden Wahlen in die Unfallversicherungsanstalt der Eisenbahner statt. Es erhielten Unie-Verband (Freie Gewerkschaft) 53.154 Stimmen, die Jednota (tschechisch-nationalsozialistisch) 41.518 Stimmen, die Merkmalen 12.928, die sogenannten Unabhängigen 16.489 und die Kommunisten (welche nur im Bereich der Eisenbahndirektion Pilsen kandidierten) 1910 Stimmen. Die Unie-Verband gewinnen 1 Mandat und haben nun 33 Mandate, die Jednota hatte 31 Mandate und erhält nun 21, verliert also 10 Mandate, die Merkmalen gewinnen 4 Mandate, die Unabhängigen 5 Mandate, die Kommunisten haben nur 1 Mandat errungen, da sie früher 11 hatten, verlieren sie 10.

Kirchweih-Kahenjammer bei den Christlichsozialen.

Unsere Christlichsozialen werden wieder einmal von recht schweren Sorgen geplagt. Sind es die Opfer der Wirtschaftskrise, die hunderttausenden Arbeitslosen, die ihnen so viel Kopfschmerzen machen? Sind es die erforderlichen Mittel, mit denen die Rot und das Elend der Arbeitslosen in den kommenden Wintermonaten gelindert werden muß, mit deren Aufbringung sie sich beschäftigen? Nichts von alledem! Viel, viel größere Sorgen haben die frommen Herrschaften. Rot und Elend hunderttausender Menschen, denen die „gottgewollte“ Gesellschaftsordnung nicht Brot und Arbeit zu geben vermag, sind Kleinigkeiten gegen die — Kirchweih! Die Fester der Merkmalen „Tagespost“ werden nicht wenig geschaut haben, daß ausgerechnet die Kirchweih den Herrn B., dem sie schon so viel Geschätztes für die alte Blauschmuck verdanken, zum Schreiben eines Vektors veranlaßte. Die Geschichte beginnt so:

„Es ist nichts mehr los zur Kirchweih...“, so hört man heute oft klagen und denkt der Zeiten, wo die kleine und „große“ Kirchweih noch in Dorf und Stadt eine große Rolle spielte. Die allgemeine Götterverdrängung bringt es mit sich, daß man mit dem Kirchweihfeste nichts mehr anzufangen weiß, daß man diesem Feste innerlich fremd geworden ist.

„Ist's schade, daß die Kirchweih langsam ausstirbt im Volksleben?“

Mancher mag sich denken: Ach, wir haben ohnedies „Festlichkeiten“ genug! Es gibt bald kein Wirtshaus, wo nicht jeden Samstag und Sonntag bei einem Bellet getanzt und geschoben oder für andere „Unterhaltungen“ gefogert wird. Ja, es ist wahr: Je mehr die kirchlichen Feste in Vergessenheit geraten, desto gehaltloser ist für viele auch der Sonntag geworden und desto mehr sucht man in den freien Sonntagen und Sonntagen Drang nach Ausleben und Ausleben zu betriebligen. Die Betriebe und Unternehmungen kennen keinen Feiertag mehr und am Lande draußen ist auch die Sonntagstube nicht mehr heilig. Damit schwindet auch der Sinn für das richtige Feiern von Festen, wie es unsere Alten und wir selbst noch gewohnt waren.

Jetzt werden es die Arbeitslosen hoffentlich begreifen, was ihnen gefehlt hat: die richtige Kirchweihstimmung. Denn für die Opfer der bestehenden Wirtschaftsordnung gibt es ja heute nichts anderes denn Wirtshäuser, dem Drang nach Ausleben und Ausleben. Und damit sie ganz genau erfahren, was sie zu tun haben, lassen wir auch noch die Schlussfolgerungen des Herrn B. über den Kirchweihfestenjammer folgen:

Kirchweih — die Mahnung zur Erneuerung der Pfarrgemeinde! Erfüllen wir Katholiken diese Aufgabe nicht, dann wird der vollständigen Verwässerung und dem Vergessen des Kirchweihfestes bald auch der Verfall der Kirchen und die Auflösung der Pfarrgemeinden folgen. Wollen wir das?

Der Herr B. sollte doch mal die Arbeitslosen befragen. Die würden ihm wohl die richtige Antwort nicht schuldig bleiben.

Die Budgetdebatte in der böhmischen Landesvertretung gedieh gestern bis zum Kapitel „Gewerbe, Handel und Industrie“, zu welchem Genossin Schaffer sprach. Einen Auszug aus dieser Rede werden wir morgen bringen.

London gibt die Hoffnung nicht auf.

London, 19. Oktober. Das Kabinett hat sich heute neuerdings mit dem Problem der Abrüstung und der durch die deutsche Weigerung, Genf als Zusammenkunftsort der Viermächtekonferenz zuzustimmen, geschaffenen Lage befaßt. Die diplomatischen Vorstellungen werden fortgesetzt. Die britische Regierung ist, wie verlautet, weiter von der Notwendigkeit überzeugt, eine unformelle Konferenz unter Teilnahme Deutschlands zu irgend einem Zeitpunkt abzuhalten, um die wirksame Arbeit der Abrüstungskonferenz wieder in Gang zu bringen.

Doch Neuwahlen in Belgien?

Paris, 19. Oktober. Zur belgischen Regierungskrise teilt der „Brüsseler Beobachter“ des „Petit Parisien“ mit, daß darin erst am Donnerstag nach dem Zusammentraten der Vorstände der sozialistischen und der liberalen Partei Klarheit werde geschaffen werden. Er ist der Ansicht, daß wahrscheinlich die Entsendung im Sinne der Auflösung des Parlaments und der Ausschreibung von Neuwahlen für Ende November fallen werde.

Kabinett Maniu

mit Titulescu als Außenminister.

Sinaja, 19. Oktober. Maniu verließ um 4 Uhr 15 das königliche Schloß. Zu Journalisten erklärte er, daß er die Vertrauensfrage mit der Regierungsbildung endgültig angenommen habe. Minister des Aeußeren wird Titulescu werden. Auch Raja Vojevod wird in das neue Kabinett eintreten, aber erst, bis die Verhandlungen mit der Sowjetregierung über den Nichtangriffspakt beendet sind, denn in dieser Angelegenheit kam es zum Konflikt zwischen Raja Vojevod und Titulescu. Ihre persönlichen Beziehungen sind aber die besten. Die rumänisch-russischen Beratungen, die bloß infolge der Abreise Titulescus aus Genf unterbrochen wurden, werden fortgesetzt. Die neue Regierung, in der Maniu selbst kein Ressort übernimmt, wird morgen vereidigt werden.

Macdonald

Vorsitzender der Weltwirtschaftskonferenz.

London, 19. Oktober. Im Unterhaus teilte Premierminister Macdonald mit, daß er erachtet worden sei, den Vorsitz der Weltwirtschaftskonferenz zu übernehmen. Er werde das Ersuchen annehmen.

Ein Exerzherzog

an der Spitze der „revolutionären“ Nazis.

Wien, 19. Oktober. Der gewesene Erzherzog Karl Kainer Habzburg wurde im Wiener Kreis an die Spitze der revolutionären Nationalsozialisten gestellt. Diese Organisation ist die österreichische Sektion der Straßer Bewegung in Deutschland, welche sich von der Hitlerparie löstrennt hat und jetzt gegen Hitler kämpft.

IRMGARD KEUNE Gilgi eine von uns

271

„Wir sollten hier fortziehen — nach Bergamo oder nach Schottland, ich hab' Freunde da, denen wär's Freude, mich bei sich zu haben, und wenn ich dich mitbringe, freut sich die doppelt.“ Ja, und später? Daran denkt er nicht. Das ist doch nicht möglich, daß sie alles hier im Etich läßt. Unmöglich, angewiesen zu sein auf die Gastfreundschaft von Menschen, die man gar nicht kennt. Auf Martin angewiesen sein! Auf sein Geld. Wo er selbst nicht genug hat. Derohnt ja gar nicht, wie unpraktisch er ist, der wird auch nicht anders...

Und wenn man nichts noch fragt, ist man tagsüber müde, und wenn man müde ist — nein, sie macht ihre Arbeit nicht schlecht. „Trist ein Mann in Erscheinung, taugt die Frau nichts mehr im Beruf“, hat Herr Höhne, der abgebaute Buchhalter, immer gesagt. Der soll sich geirrt haben, alle, die ähnliches sagen, sollen sich irren. Gilgi ist doppelt und dreifach so gewissenhaft wie zuvor. Nur — was vorher Freude war, ist jetzt mühsame Anstrengung, wenn man will. Krampf, aber das geht schließlich nur sie an. Die Briefe, die Herr Neuter vorgelagert bekommt, sind sauber und tolllos getippt, nichts daran anzusehen. Daß sie die Stunden auf der Berlin School aufgegeben hat, daß sie seit Wochen nicht mehr auf ihrem Zimmer war — nicht daran denken, gar nicht daran denken. Man braucht das Restchen Nachmittag, um mit Martin zusammen zu sein. Man geht spazieren mit ihm, liest Bücher mit ihm, sucht verflissen alles das schön zu finden, was er schön findet. Gibt sich ganz unmensliche Mühe, schön zu finden, was früher gleichgültig war, will sich zwingen mit zusammengebissenen Zähnen. Und der Erfolg? Ist danach.

„Ach Martin, jetzt hast du schon wieder dein ganzes Geld ausgegeben!“

„Na, und wenn schon!“ Da zuckt er mit den Achseln, und man merkt, er will nicht darüber sprechen, will's einfach nicht wahr haben, daß er jetzt wieder Schulden machen wird — womit will er bezahlen, das wächst ihm doch über'n Kopf. Man sagt sich doch, man gehört doch zu ihm. Diese Unordnung, dieses Durcheinander, das muß ihm ja ungemütlich werden eines Tages, und wenn's ihm ungemütlich wird...

Und der Martin wundert sich selbst, daß ihm noch nicht ungemütlicher zumute ist. In seinem ganzen Leben hat er nicht so oft das widerliche Wort Geld gehört wie von diesem kleinen Mädchen. Ist ein braves und hübsches kleines Ding. Und wenn er sie nicht so gern hätte, keine Stunde länger bliebe er hier. Galt ihm wohl fast für einen Hochstapler, die Kleine. Er wird seine Schulden schon bezahlen — früher oder später. Braucht ja nicht viel — später wenn er wieder mal allein ist. Aber mit einer hübschen Frau zusammenleben und sparen! Frau Tenkel — eine Zusammenstellung, vor der ihm übel wird. Ist er nicht gewohnt, sowas. Und viel, viel verliebter war er in die Kleine, wenn er ihr schöne Kleider schenken konnte und Brillanten und weiche Pelze... ist nun mal so: je strahlender und eindrucksvoller man jemandem gegenüber treten kann, um so lieber hat man ihn. Und Gilgi ahnt nichts von seinen Gedanken, wünscht: wenn man doch vernünftig mit ihm reden könnte — über Geld, über Sparen, über praktische Dinge. Wie eine glatte blanke Bahn möchte man die Zukunft vor sich sehen — ein Stückchen gemeinsame Zukunft — und man sieht nichts als ein dunkles, verworrenes Knäuel.

„Mein kleines Gilgchen, du siehst bloß aus — ich habe einen herrlichen alten Burgunder, den werden wir trinken heut' abend — rote Beeren sollst du bekommen und lustig sein. — Und eines Tages pack ich dich einfach in den Koffer und fahr mit dir ab.“

„Martin“, sagt Gilgi, legt sich auf seinen Schoß — „wenn du arbeiten würdest.“ Sie wird dunkelrot, hat Angst, daß er böse wird. Der lacht: „Was soll ich denn arbeiten?“ Ja, wenn einer schon so fragt, was soll man da antworten! „Nebstens arbeite ich doch, Gilgchen.“ Ja, das stimmt. Gott sei Dank stimmt's. Ein-, zweimal die Woche kommt's vor, daß Martin von einem akuten Anfall von Arbeitswut beimgesucht wird und vom Abend bis in den frühen Morgen hin- und her schreit. Glückliche Stunden, in denen Gilgi nichts noch liegt und Martins knirschende Feder

übers Papier fahren hört. Glückliche Stunden, in denen der Platz im Bett neben ihr leer ist — weil Martin „arbeitet“. Nichts Berächtlicheres gab's früher für sie als einen Mann, der nichts tut. Und Gilgi würde lieber alle erbärmlichen, elenden Eigenschaften der Welt an sich selber feststellen, als an Martin den geringsten Fehler entdecken. Es ist ihm gelungen, sie halbwegs zu überzeugen, daß Nichtstun nicht unbedingt minderwertig zu sein braucht, noch mehr: wenn Martin ein — ein — ein Nichtstuer ist, so ist das eben ein Beweis dafür, daß es — Nichtstuer gibt, die prachtvolle Menschen sind. Trotz dieses Beweises: stolzer und glücklicher ist sie, wenn Martin arbeitet. Und wenn Gilgi in kurzen Beisammensein mit Olga beiläufig erwähnt: „er arbeitet immer die Nächte durch“, so glaubt sie's, weil sie's glauben will.

„Na, was denn, was denn — meine Kleine — unzufrieden mit mir?“ Sie krallt die Hand in sein dichtes Haar: „Ich bedauere die Mädchen, Martin, die sich in einen Gluckkopf verlieben — muß wenig vernünftig sein, so vergeblich suchend auf der fahlen Platte rumzukatzen — ja, Martin, ich meine — ich — ob du nicht arbeiten willst — für Geld arbeiten!“

„Du mußt mir nicht mit solchen demoralisierenden Vorwürfen kommen, Gilgchen. — Reich gelebt — arm gestorben! — Geh, zieh' dein rotes Kleid an, schminke' dir die Lippen — junge, hübsche Frauen mocht Schminke noch hübscher — alte und häßliche noch häßlicher. Eine der lebenswürdigen Ungerechtigkeiten des Lebens. Geh, Gilgchen, mach' dich schon heute abend. — Ich geh' nochmal fort — bin in einer halben Stunde zurück.“ — Wo er hingehet? braucht Gilgi gar nicht zu fragen. Martin hat neuerdings den Apostelkirche-Komplex: „Hab' selten so einen reinen Stül gesehen!“ Mindestens dreimal jeden Tag läuft er hin und sieht sich die Kirche an. Liebe, gute Apostelkirche, weiß ja nicht, was nun so besonders an dir ist, aber wenn du so ein bißchen mithilfst, Martin in Köln festzuhalten, dann gehörst du für mich zu den schönsten Dingen, die es auf der Welt gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Winterzulagen

für die Arbeitslosen in Deutschland.

Berlin, 19. Oktober. Die neue Verordnung zur Ergänzung von sozialen Leistungen bringt an erster Stelle eine Erhöhung der Arbeitslosenunterstützung für den bevorstehenden Winter. Die Zulage beträgt, u. zw. ohne Unterscheidung nach Lohn- und Ortsklassen, für je sechs Unterstützungstage bei Arbeitslosen mit einem oder zwei zuschlagsberechtigten Angehörigen zwei Mark; sie erhöht sich bei drei oder vier Angehörigen auf drei und bei mehr als vier Angehörigen auf vier Mark.

In der Krankenversicherung läßt die neue Verordnung in beschränktem Umfang gewisse Mehrleistungen zugunsten der Angehörigen der Versicherungen wieder zu. Die Renten für Unfälle, die sich nach dem 31. Dezember 1931 ereignen, sollen nicht mehr gekürzt werden. Ferner sieht die neue Verordnung Milderungen hinsichtlich der Kriegsopferrenten vor. In der Rentenversicherung wird die widerrufliche Gewährung von Mehrleistungen durch die Selbstverwaltung allgemein zugelassen. In der Invalidenversicherung wird an die Einführung von Mehrleistungen zur Zeit nicht gedacht.

Hakenkreuz ist Hungerkreuz! Ein Arbeiter klagt an.

Der nachfolgende Brief eines Arbeiters an den Genossen Jaksch enthält den Charakter des Hakenkreuzes trefflicher als alles andere:

Wohlgeboren Herrn

Abgeordneten Wenzel Jaksch

der dtsh. soz.-dem. Arbeiterpartei.

Prag

Ich gestatte mir hiemit, Ihnen zur Illustration der nationalsozialistischen Denkungs- und Handlungsweise folgende Tatsachen zu berichten, für deren Wahrheit ich mit meiner eigenhändigen Unterschrift bürgere.

Ich war seit Mai 1929 bis zum 29. August 1932 auf der einsam gelegenen Ziegelei der Firma Fischer, Turba-Meinschmidt beschäftigt, wo ich alle Arbeiten, auch Setzen, Brennen, Lohnrechnung, Inkasso usw. verrichtete. Durch meine Kenntnis der Steuergographie, Maschinenschreiben und Tschechisch habe ich die drei Jahre her so manche Stunde nach der manuellen Arbeit dem Betriebe geopfert, ohne dafür Dank zu fordern, oder zu erhalten. Seit Mitte Oktober 1930 bis November 1931 schlief ich in einer Bretterbude am Betrieb, „Kanzlei“ genannt, auf einem Strohhaufen, Herr Meinschmidt sorgte zwar nicht, woher ich etwas zum Essen bekäme, aber er brachte mir einen Trommelrevolver und einen Hund, damit mir nichts passiere. Für die erste Nacht solchen „Schlafens“ zahlte mir Meinschmidt 40 Kronen, für die zweite Woche gab er mir 5 Kilo für Hundefutter; seitdem überhaupt nichts mehr. In Wirklichkeit war es natürlich kein Schlafen, sondern ein unfreiwilliges Wachen, das durch Hunger und Kälte fast zum Martyrium wurde. Trotzdem hielt ich es aus, zumal ich von Herrn Meinschmidt über mein Klagen zwei alte Mäntel zum Zudecken bekam. Und ich mußte aushalten, denn es ist besser, ein schlechtes Dach über dem Kopfe zu haben, als gar keines und ich war ja organisierter Gewerkschafter und Nationalsozialist, dem wohl Kampf gegen andersdenkende Arbeitskollegen, nicht aber gegen den treudeutschen Unternehmer erlaubt war. Auch dann nicht, wenn dieser Unternehmer zuvor 25 Kronen pro Nacht zahlte, wenn gerade die Treibriemen im Betrieb waren und die Brenner wegen Stillstandes des Ofens für ein Bewachen nicht in Frage kamen!

Am 29. August, als ich wegen Nichterhaltung einer Zahlungsvereinbarung über Regiearbeit mit Meinschmidt in einen Wortwechsel geriet und auch die Frage der Ueberstunden und des Wachens herührte, erklärte dieser, er hätte keinen Wächter gebraucht und ich mußte sofort die „Kanzlei“ räumen. Aber das treudeutsche Gebot war damit noch nicht ganz aus. Herr Meinschmidt ging sodann zu dem nationalsozialistischen Kreisleiter Krismanek, der mir über Diktat des Herrn Meinschmidt ein „Arbeitszeugnis“ schrieb, wie es der ärgste polnische Jude nach so langer treuer Dienstzeit nicht schreiben würde.

Ich weiß nicht, welcher Zukunft ich entgegensehe und ob mir vielleicht schon morgen nur mehr der Strick bleibt, da ich keine Heimat habe und Arbeit kaum zu finden hoffe. Aber ich betrachtete es als meine Aufgabe, diese meine Geschichte vom Hakenkreuz, das für mich zum Hungerkreuz wurde, Ihnen zu erzählen, weil Sie wahrscheinlich anlässlich der demnächst stattfindenden Gemeindevahl in Auschowitz sprechen werden. Sagen Sie den Arbeitern, wie es mir durch einen nationalsozialistischen Unternehmer ergangen ist, mir als „völkischen“ Gewerkschaftsfunktionär, der immer und überall seine Pflicht erfüllte, der sich 1 1/2 Jahr lang kein Mittagessen gönnen konnte, obwohl er Tag und Nacht seines Herrn Besitz betreute. Ich verzichte auch auf die Austragung der Sache durch den G. V. d. A., da sich der Gauleiter Krismanek bereits geäußert hat, es sei unmöglich, etwas „herauszuholen“.

Mit Arbeitergruß:

Anton Wolf,

Auschowitz 179, bei Marienbad.

Der in dem Schreiben des Herrn Wolf charakterisierte Ziegelei-Unternehmer Meinschmidt ist nationalsozialistischer Gemeinderat in Auschowitz und führender Funktionär der dortigen Ortspartei. In dem Betriebe, für dessen Führung er als Teilhaber die volle Verantwortung trägt, scheinen überhaupt nette Zustände zu herrschen. Die Arbeiter bekommen seit längerer Zeit nur wöchentliche Vorschüsse von hundert Kronen und der Parteigenosse Unternehmer ist ihnen durchschnittlich vierhundert Kronen Lohn schuldig.

Krismanek ist einer jener nationalsozialistischen Urteufeln, dessen Vorfahren das tschechische Sakerl auf dem Ramen wahrscheinlich bei der Schlacht im Teutoburger Walde verloren haben. Zuletzt wirkte er als nationalsozialistischer Parteisekretär und Gauleiter im Kaiserreich. Er konnte es zwar nicht zum Diktator des Böhmerwaldes bringen, hat aber wenigstens gelernt, über T. U. des Unternehmers Meinschmidt Arbeitszeugnisse zu schreiben. Dabei beschäftigte er dem Wolf den freiwilligen Austritt

anstatt die Lösung des Arbeitsverhältnisses infolge Lohnstreitigkeiten — wodurch der arme Dausel auch den Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung verlor. Wenn man weiß, daß Krismanek intimer Duzfreund des Ziegelei-Unternehmers Meinschmidt war, wird umso eher begrifflich, warum er für sein Mitglied Wolf nichts „herauszuholen“ konnte. Für das Verhältnis zwischen nationalsozialistischen Sekretären und Gewerkschaftsmitgliedern ist noch folgender Vorfall bezeichnend. Herr Krismanek referierte in einer völkischen Gewerkschaftsversammlung in Siedichfür und gebrauchte dort Ausdrücke, über die sich das Mitglied Weimann verletzt fühlte.

Dieser Arbeiter sprang auf und erklärte dem Krismanek, wenn er noch einmal so etwas sage, haue er ihn eine herunter.

Krismanek wollte sodann diesen Gewerkschafter ausschließen, doch die Ortsgruppe Siedichfür lehnte lieber Herrn Krismanek den Rücken und schloß sich dem Kreis Karlsbad an. Für diesen

Schritt war auch ein anderer Vorfall maßgebend. Bei dem Begräbnis eines Gewerkschaftsmitgliedes sollte entweder Krismanek oder der zweite Auschowitz Naziführer Ritsch die Grabrede halten. Beide wußten davon und Leiner kam — offenbar war ihnen der dreiviertelstündige Weg von Auschowitz nach Siedichfür zu weit. Wie wir erfahren, soll Herr Krismanek nun die Stelle seines ruhmvollen Wirkens verlassen und nach Bodenbach übersiedeln. An seine Stelle kommt ein Herr Schön, der von Pilsen aus antieren wird. Wir bedauern den Abgang des Herrn Krismanek aufrichtig, denn wir hätten in ihm, wenn er in den Versammlungen wieder auf die Sozialdemokraten losgezogen hätte, sein Verhalten in Auschowitz und Siedichfür um die Ohren geschlagen, daß ihm Hören und Sehen vergangen wäre. Hoffentlich wird dazu auch im Bodenbacher Gebiet Gelegenheit sein.

Und wie schützt der Gewerkschaftsverband deutscher Arbeiter seine Mitglieder?

Wolf wandte sich nach seinen Erfahrungen mit Meinschmidt und Krismanek an die Verbandszentrale in Auffig um Schutz. Darauf antwortete der Verband, daß er durch seine Geschäftsstelle in Auschowitz Erhebungen pflegen lasse und sodann Befehle geben werde. Während dieser Zeit ging der Obmann der völkischen Gewerkschaftsgruppe in Auschowitz, Hans Kaiser, Herrn Meinschmidt an, er möge für Wolf wenigstens den Anmeldebogen zur Arbeitslosenunterstützung so ausfüllen, daß er (Wolf) die Unterstützung bekäme. Meinschmidt wies den Kaiser mit der Bemerkung ab, daß er als Abgangsgrund nur „Austritt“ angeben könne. Wolf schrieb nun eine zweite und letzte Karte nach Auffig, wo er das Verhalten Meinschmidts meldete und zugleich darauf aufmerksam machte, daß dieser Unternehmer unter Mitwissen Krismaneks unrichtige Meldungen an die Krankenkasse erstattet habe. Wenn das möglich gewesen sei, so verlange auch er sein Recht. Wolf schloß mit der Bitte, Auffig möge jemand nach Auschowitz schicken, solle aber, wenn es helfen wolle, bald helfen. Was sich weiter abspielte, berichtet Wolf in einer neuerlichen Zuschrift an Genossen Jaksch folgendermaßen:

„Nach einer längeren Pause, während der ich mich schriftlich an Sie um Rat und Hilfe wandte, traf ein Brief der Hauptleitung, vom Abgeordneten Kasper eigenhändig unterschrieben, ein, wo es hieß, der Verband lasse sich durch begründete Drohungen und Hinweise nicht einschüchtern. Die Verdächtigungen gegen Krismanek seien haltlos und ich müsse dafür noch einstehen. (Was ich natürlich im Laufe des Wahlkampfes noch mit Freunden tun werde.) Einen Anspruch auf Wächterentlohnung hätte ich überhaupt nicht, da ich nur auf wiederholtes Bitten einen Anspruch zum „Wohnen und Schlafen“ zugewiesen erhielt. Auch der Anspruch auf Unterstützung müsse erst festgestellt werden. (!) Damit hatte sich der Verband ganz auf die Seite des Unternehmers geschlossen, ohne die Tatsachen zu berücksichtigen, ohne die hiesige Ortsgruppe zu verständigen. Darauf habe ich die letzte Konsequenz gezogen und meinen Austritt aus der nationalsozialistischen Partei und Gewerkschaft schriftlich gemeldet.“

Soweit Wolf. Bleibt noch hinzuzufügen, daß ein solcher Vorgang in keiner freien Gewerkschaft möglich wäre. Ein Funktionär beschwert sich über einen Sekretär, die Erhebung des Falles führt der beschuldigte Sekretär selbst durch und seine Abberufung ist maßgebend. So sehen die Rechte des Arbeiters in dieser völkischen Gewerkschaft aus!

Drei Jahre Zuchthaus

gegen einen kommunistischen Reichstagsabgeordneten.

Rainigsberg, 18. Oktober. Das Sondergericht beurteilte heute abends nach zweistündiger Verhandlung den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Paulsen wegen verurteilten Totschlags und Aufruhrs zu drei Jahren Zuchthaus; zu 27 Angeklagte, zumeist Mitglieder der KPD, zu Gefängnisstrafen von sechs bis neun Monaten.

Bei einer Exzession in Lauth am 15. Juli war es zwischen den Angeklagten und den Beamten von Landjägerrei zu Zusammenstößen gekommen. Paulsen soll dabei die Beamten und Gendarmen mit einer A. bedroht haben.

Kleiner Kurs in Volkswirtschaft.



Der Abenteuerer Trebitsch-Lincoln aus Belgien ausgewiesen.

Brüssel, 19. Oktober. Der naturalisierte Engländer Trebitsch-Lincoln, ein bekannter Abenteuerer ungarischer Abstammung, der seit Sonntag unter dem Namen Chaofing mit einem von den Shanghaier Behörden ausgestellten Paß in Brüssel weilte, wurde heute von den belgischen Polizeibehörden verhaftet. Er erklärte, daß er am 6. September mit einem Dampfer in Marseille eingetroffen und von dort nach Berlin gefahren sei, wo er Vorträge über die buddhistische Lehre gehalten habe. Er behauptet, daß er sich nur vorübergehend in Brüssel aufhalten wolle und das französische Visum abgewartet habe. Die belgischen Behörden forderten ihn auf, Belgien ehestens zu verlassen.

Finanzielle Repressalien der Schweiz gegen Oesterreich.

Wien, 19. Oktober. Nach Meldungen aus Bern hat die schweizerische Regierung alle Einlagen österreichischer Staatsangehöriger bei der schweizerischen Postsparkasse gesperrt. Die schweizerische Regierung will auf diesem Wege die Forderungen der Schweiz aus dem Clearingverfahren sicherstellen.

Hauptausschuß erst im November.

Genf, 19. Oktober. Der Präsident der Abrüstungskonferenz Henderson hat den Regierungen, die an der Abrüstungskonferenz teilnehmen, heute offiziell mitgeteilt, daß der Hauptausschuß der Abrüstungskonferenz in der Woche nach dem 21. November zusammentreten wird. Der Ausschuß, der die Vorschläge über die Reglementierung der Waffenfabrikation und des Waffenhandels ausgearbeitet hat, hat sich heute nach Einsetzung zweier Unterausschüsse auf unbestimmte Zeit vertagt.

Die hochverräterische Rotationsmaschine.

Berlin, 19. Oktober. Auf Veranlassung des Untersuchungsrichters beim Reichsgericht wurde heute vorzeitig eine Durchsuchung der Citrus-Druckerei des Karl Viebnecht-Hauses statt. Der Grund zu dieser Aktion ist weiteres Beweismaterial zu einem bei dem Reichsgericht schwebenden Verfahren zusammenzutragen. Die Rotationsdruckmaschine der Citrus-Druckerei wurde beschlagnahmt, da durch Sachverständige festgestellt wurde, daß auf ihr Schriften hochverräterischen Inhalts gedruckt worden sind.

Industrielle Wahlpropaganda für Hoover.

Neu York, 19. Oktober. Gestern veröffentlichte Reuters eine Meldung, derzufolge die Nord-Unternehmungen ihren Angestellten in der ganzen Welt nahelegen, bei den kommenden Präsidentenwahlen für den jetzigen Präsidenten Hoover zu stimmen. — Nur hat auch der Präsident der großen Eisenbahngesellschaft „Pennsylvania Railroad“ ein Rundschreiben an 115.000 Angestellte dieser Gesellschaft verfaßt, in welchem ihnen empfohlen wird, für Hoover zu stimmen.

Vom Rundfunk Empfehlenswertes aus den Programmen.

Freitag.
Prog: 6.15 Sonntagslied, 11.00 Schallplatten, 15.30 Russische Arien und Lieder, 17.05 Kammermusik, 18.25 Deutsche Sendung: Tropfstein; Vom sibirischen Bergbau, 19.05 Die Nacht auf dem Karststein, Schauspiel von Brückner, 21.35 Russisches Chorkonzert. — Brunn: 16.10 Orchesterkonzert, 18.25 Deutsche Sendung: Schallplatten, 22.20 Orchesterkonzert, 23.00 Mährisches Bläserquintett. — Rahr-Ostrow: 9.30 Blasmusik, 12.20 Orchesterkonzert, 18.30 Deutsche Sendung: Bräuer: Aus dem Leben Niesches. — Berlin: 16.30 Bratschenmusik, 21.00 Beethovenwäute. — Gomburg: 19.30 Altbairische Lieder und Reigen. — Königsberg: 20.00 Deutsche Meister der Kunst. — Wien: 16.30 Russ. der Gegenwart, 19.35 Schlagerlieder.

Tagesneuigkeiten

Was sich die Lieferanten heute erlauben.

Nachstehend geben wir den Inhalt eines Schreibens bekannt, welches einer Konsumgenossenschaft von den „Chlorodontwerken“ in Bodenbach durch ihren Adolofaten zugeandt wurde: J. U. Dr. Fritz Knöpfmacher, Adolofat und Verleibiger in Strossachen in Teplitz-Schönbau.

§ 1.

Konsumverein der Eisenbahner r. G. m. b. H. in Reichenberg.

Nach den Informationen meiner Partei, der Firma „Chlorodontwerke“ G. m. b. H., Bodenbach, verkaufen Sie die großen „Chlorodonttuben“ statt mit K 8.— um K 4.60, d. h., Sie begehen das Delikt des Schleuderns. Obwar Sie schon aus dem Umstand, daß der Preis von K 6.— auf der Ware selbst angebracht ist, erkennen müßten, daß Sie nicht unter den Preis herabgehen dürfen, fordere ich Sie hiermit auf, die einheitlich festgesetzten Detailpreise einzubehalten.

Sollten Sie trotz meiner Aufforderung den einheitlich festgesetzten Detailverkaufspreis von K 6.— pro große Tube nicht einhalten, müßte ich ausstragsgemäß die Klage wegen Uebertretung des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb gegen Sie einbringen.

Ich ersuche Sie, Ihre Filialen zu verhalten, ebenfalls den Detailverkaufspreis genau einzubehalten.

Ich gelte hochachtungsvoll

Knöpfmacher m. v.

Es genügt diesem Unternehmen allem Anscheine nach nicht, wenn die Ware bezahlt wird, sie wollen auch Einfluss nehmen auf die Verkaufspreise und erdreisten sich, mit Anzeige dem zu drohen, der sich ihrem Diktate nicht fugt. Wenn sich eine Genossenschaft bemüht, unter Berücksichtigung der schweren Wirtschaftslage, in der sich die Mitglieder befinden, sich mit einem kleinen Nutzen zufrieden zu geben, so versucht man es zu hinterziehen, die Preise müssen hoch gehalten werden.

Die Genossenschaft hat auf diese Zumutung hin die einzig richtige Antwort gegeben, sie schaltete dieses Jahrbuchmittel von dem Verlaufe aus und erzielte es durch ein vollwertiges Erzeugnis einer Firma, welche derartige Geschäftsprinzipien nicht kennt.

Bergmannstod.

Soarbrüden, 19. Oktober. Auf der Grube Wötterborn im Fischbachtal wurden drei Bergleute verschüttet. Sie konnten sofort befreit werden, doch haben alle drei schwere Verletzungen erlitten. Einer der Schwerverletzten ist später gestorben.

Auf der Schachtanlage Betrand wurde ein Bergmann tödlich und ein weiterer Bergmann schwer verletzt.

Aachen, 19. Oktober. Im Laufe des gestrigen Tages sind drei auf der Grube „Sophia Jakobä“ in Hüdelsborn schwer verletzte Bergleute gestorben. Drei weitere Opfer des Unglücks schweben noch in Lebensgefahr.

Bracht und die Textilindustrie einigen sich über die Moral.

Berlin, 19. Oktober. Im preussischen Ministerium des Innern hat am 18. Oktober eine Besprechung mit den Vertretern der Badeanzug-Industrie und des Textilhandels stattgefunden. Die Besprechung hat zu einer Einigung aller Beteiligten über die polizeilichen Anforderungen an eine zweckmäßige und geschmackvolle Badbekleidung geführt, die dem sittlichen Empfinden der Bevölkerung entspricht. Damit sind die gegen den Erlaß vom 28. September entstandenen Bedenken der beteiligten Wirtschaftskreise beseitigt.

Ziehung der Klassenlotterie

60.000 K: 64.320.
70.000 K: 92.842
20.000 K: 4.453, 48.406, 73.732
10.000 K: 15.249, 62.246, 63.040, 94.340
5.000 K: 1.615, 6.648, 22.730, 37.652, 38.312, 42.978, 45.770, 50.831, 41.176, 53.084, 55.737, 59.057, 61.309, 62.878, 71.330, 86.358, 98.099.
2.000 K: 551, 2.349, 6.790, 10.903, 12.731, 13.306, 14.589, 17.390, 20.391, 21.280, 21.354, 21.720, 23.776, 24.897, 25.952, 25.958, 26.235, 26.453, 27.930, 28.426, 29.400, 29.590, 33.128, 36.063, 38.897, 41.206, 41.782, 42.828, 44.935, 45.908, 48.206, 48.390, 52.324, 54.303, 54.871, 57.687, 61.117, 61.986, 63.987, 66.167, 69.048, 70.975, 73.843, 77.535, 77.625, 81.891, 82.473, 83.188, 85.565, 87.688, 88.966, 90.506, 90.746, 96.154, 98.574, 101.258, 101.723.

1.200 K: 1.106, 7.749, 19.921, 22.550, 25.469, 28.690, 31.642, 34.378, 50.212, 51.627, 51.770, 59.624, 64.832, 73.917, 74.228, 81.406, 88.748, 90.279, 94.512, 96.954, 98.909, 100.568, 102.485, 104.316.
Der gestrige Treffer von 500.000 K fällt auf Spieler aus Arealup, und zwar belogten Postelle ein Freier, ein Eisenbahner, zwei Beamte. Ein Bittel des Betrages hat ein Arbeitsloser gewonnen. Der heutige 80.000 K-Treffer fällt Prager Spielern zu; den 70.000 K-Treffer gewann ein Apotheker in Weßhöben. Ein kleiner Rest von Loten ist in den Klassenlotterieverkaufsstellen noch erhältlich.

Eine Stadt ohne Licht.

Leipzig, 19. Oktober. Infolge des heftigen Sturmes stürzte gestern Abend in Ratha der Turm der Marienkirche ein. Da infolgedessen die Lichtleitung zerrissen wurde, war die Stadt lange Zeit ohne Licht.

Sie sollen eben nicht betteln, also meinte kürzlich ein Prager Senatvorsitzender zu einigen Delinquenten, die wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt betreten und angeklagt waren. Der Tatbestand ist ur-einfach, fast so naiv wie das ehrwürdige Straf-gesetz. Ein Hüter der öffentlichen Ruhe und Ordnung „betritt“ einige „Individuen“, die verdächtiger Weise in „belebter Geschäftsgegend“ (wörtlich aus der Anklageschrift) durch Betteln manchen Ordnungsliebenden stören! Er hält im Namen des Gesetzes an und damit beginnt eine der ungezählten Episoden, die damit enden, daß sich der Herr Sicherheitsbewahrer bedroht fühlt, etwa dadurch, daß Hand an ihn gelegt wird, wenn man seinen Pentrel zurückstößt. Nach den üblichen Formalitäten fragt nun der Richter (der erst nach wochenlangem Untersuchungshaft in Aktion tritt) die Angeklagten, wie es zu dieser „peinlichen“ Szene gekommen ist. Und da meint eben einer von ihnen, diesmal in Ueberein-stimmung mit dem Bachmann, daß sie betteln gegangen sind. „Sie sollen eben nicht betteln, dann kann so etwas nicht passieren!“ Das ist des Rudels Kern; der humane Richter geht großzügig darüber hinweg, daß nach dem Landstreicher-gesetz das Betteln sogar verboten ist, und gibt sozusagen nur eine Lebensregel: geht nicht betteln, dann werdet ihr auch nicht mit der Staatsgewalt in Konflikt geraten. Hungern ist erlaubt; aber bitte schön brav für sich allein, daß es niemand stört; frieren ist erlaubt; aber bitte am heimischen „Herd“. Nur nicht das Bild des öffentlichen Friedens und der heiligen Ruhe verunstalten, auf die alle doch mit Recht so stolz sind und das zu erhalten gewiß nicht gar so einfach ist.

Verzweiflungstod eines Arbeitslosen. Wie uns aus Mostergut berichtet wird, ereignete sich dort eine erschütternde Tragödie. Der frühere Wächter Robert Ritschel, der eine mehrköpfige Familie zu ernähren hatte, war schon seit langem ohne Arbeit und Einkommen, und alle seine Bemühungen, irgendwo einen Verdienst zu finden, blieben erfolglos. In seiner Verzweiflung ging er in der Sonntagsnacht unter den Kopf-polster seiner Ottomane Benzin, das er anzün-den wollte, um so den Tod zu finden. Im letzten Augenblick erwiderte man sein Vorhaben und verhin-derte die Ausführung der Tat. Ritschel entsetzte sich und wurde nicht mehr lebend gesehen; er hatte sich mit einem Rasiermesser eine tiefe Schnittwunde zugefügt und war verblutet.

Die Konnerkreuzherin. Auf der freireinger-harrischen Bischofskonferenz wurde beschlossen, auf die stigmatisierte Theresia von Konnerkreuz in dem Sinne einzuwirken, daß sich das junge Mädchen, mit dessen wunderlichem Dasein bisher ziemlich viel Unfug getrieben wurde, in einer Universitätsklinik einer wissenschaftlich-medizini-schen Untersuchung zu unterwerfen habe. Es wird behauptet, daß der Wunsch der bayrischen Bischofskonferenz auf den Einfluß des Kardinals Faulhaber zurückzuführen sei. Schon im Novem-ber 1927 hat Kardinal Faulhaber erklärt, daß von kirchlicher Seite eine wissenschaftliche Unter-suchung der bei Theresia auftretenden Phänomene — ungewöhnlich große Fastenfähigkeit, jesu-haftes Mundmale und Beherrschung eines aramäi-schen Dialektes, wie er angeblich von Christus gespro-chen worden sein soll — nur zu begrüßen sei. Die über Theresia Neumann verhängte Besuchsperce besteht vorläufig weiter.

Peft auf Java. In den javanischen Orten Panawoon und Patrol herrscht die Peft in letzter Zeit außerordentlich stark. Täglich erliegen sechs bis acht Menschen der Epidemie. Panawoon zählt bereits mehr als hundert Gräber von Pestkranken. Es fehlt an lundiger ärztlicher Hilfe, und wer erst einmal angesteckt ist, legt sich mit hohem Fieber und stirbt schnell. Den Bewohnern von Patrol hat man wegen der zahlreichen Todes-fälle bereits empfohlen, das Dorf zu räumen. Auf den Reisfeldern wurden Wohnbaracken er-richtet. Man führt die Zeuge auf Ratten zurück, die von Dorf zu Dorf ziehen und die Krankheit immer weiter verbreiten.

Tragisches Nachspiel des Junsbruder Eisen-bahnunglücks. Dienstag mittag fand man den 63-jährigen Streckenwächter Josef Amlacher und seine 44-jährige Ehefrau in der Küche ihrer Woh-nung bewußtlos auf. Das Ehepaar hatte sich mit Leuchtgas vergiftet ver-lucht. Beide wurden ins Spital gebracht. Amlacher hat das Eisenbahn-unglück im Junsbruder Westbahnhof verschuldet, das durch das vorzeitige Umstellen einer Weiche entstanden ist. Er war noch der Tat geflüchtet.

Liebschaft zwischen Dogge und Schaf. Von einem Tierdöhl besonderer Art wird uns aus Buchau berichtet: dort verschwanden aus dem Anwesen eines Fleischbauers ein Schaf und eine Dogge und waren todelang trotz eifriger Suche nicht auffindbar. Erst nach Verlauf einer Woche entdeckten Leute in einem Walde die beiden Tiere, die einander offenbar sehr zueinander sind, sitzen den Hund ein und brachten ihn zu sei-nem Besitzer jurid. Das Schaf trotzte hinter-drauf und ward, während die Dogge an die Kette gelegt wurde, in den Stall gesperrt, womit das Döhl sein Ende genommen zu haben scheint.

Eine Viertelmillion Flott unterschlagen. Rationig, 19. Oktober. Oberschichtmeister Riez und Rechnungsführer Budell, die auf dem hiesigen Bergwerk beschäftigt sind, wurden ver-haftet, weil sie 254.000 Flott im Laufe von zwei Jahren unterschlagen haben sollen.



Das ARBEITER-JAHRBUCH ist erschienen. Im Einzelverkauf: 10 Kronen.

Falsche Zehnkronestücke. Im Bereich von Groß-Brunn sind falsche Zehnkronestücke auf-getaucht, die sehr gut nachgemacht sind, so daß sie auf den ersten Blick von den echten Zehnkrone-münzen schwer zu unterscheiden sind. Beim Aufschlag auf einen horten Gegenstand haben sie jedoch einen unreinen Klang. Die Polizeidirektion in Brunn hat nach den Geldfälschern ausgedehnte Nachforschungen eingeleitet.

Todessturz vom Stefansturm. Mittwoch mit-tags hat der 15-jährige Freizeitlehrling Hugo Ru mp o l d auf eine seit Jahrzehnten nicht dage-wesene Art Selbstmord verübt, indem er sich aus einer Höhe von ungefähr 30 Metern vom Wiener Stefansturm in die Tiefe stürzte, wo er tot liegen blieb.

Männer wollen Polizisten werden. Die japanischen Parlamentäre, die mit den mond-schurischen Häubern über die Herausgabe der amerikanischen Frau Kawley und Ch. Cor-trans verhandeln, haben nünmehr die Bedin-gungen vereinbart, unter denen die Entführer bereit sind, die beiden freizulassen. Sie fordern die Anzahlung von 130.000 Yen, 250 Pfund Opium und schließlich die Uebnahme in den Polizeidienst von Wandschukow.

Meiß. In Treviso (Calabrien) hat ein Alter von 80 Jahren die in ganz Italien bekannte Heiratsermittlerin Pittori, die in ihrem Leben insgesamt nicht weniger als 10.000 Ehen wühende gebracht hat.

Selbstmord eines Defraudanten. München. Der Vorstand des Amtsgerichtes Kottbalmünster, Oberamtsrichter Plaim, verübte Selbst-mord. In den letzten Tagen zuvor waren Unregelmäßigkeiten in der Kas-senführung des Amtsgerichtes bekannt geworden.

Seltene Rot-Demonstration. Auf dem städti-schen Wohlfahrtsamt Berlin-Mitte (Blumen-strasse) erschienen am Montag mehrere verheir-atete Frauen mit ihren kleinen Kindern. Die Frauen eruchten den Vorsteher des Wohlfahrts-amts um eine Erhöhung der Unterstützungsbeiträge. Als man lediglich die Prüfung der geäußerten Wünsche zulagte, kam es zu Tumulten; sieben Frauen protestierten, indem sie ihre Kinder auf dem Wohlfahrtsamt prückelten. Die Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von 2 bis 5 Jah-ren, wurden vorläufig, begleitet von zwei Fürsor-gerinnen, in ein Waisenhaus gebracht. Ihre Eltern, die die Kinder zur Demonstration zweif-ellos vorhandenen Elends gebracht, sind hart-näckig verweigert, die Kinder zurück zu nehmen. In der Spenderliste; da sie ihre Miete nicht zahlen konnten, schwebt gegen sie seit länge-ter Zeit ein noch nicht beigelegtes Ermittlungs-verfahren.

Reizter Unfall Hindenburgs. Einige ameri-kanische Blätter brachten die Meldung, daß der deutsche Reichspräsident von Hindenburg verletzt worden sei. Aus zuständigen deutschen Kreisen wird hierzu konstatiert, daß der Reichspräsident zwar im Reichskanzlerpalais ausglitt und hinfiel, sich aber dabei nicht verletzte und daß sein Gesundheitszustand ein häufig guter ist, woson der Unfall zeugt, daß er auch weiterhin Besuche empfängt.

Der Glutstein eines Spengler-Wofens bringt eine ganze Stadt in Aufregung. Aus Weipert wird uns berichtet: In der siebenten Abendstunde des Freitag alarmierten die Hochalptrinnen die Be-wölkung der Stadt und die Feuerweh; bei der Polizei war telephonisch die Meldung von einem Feuer eingegangen, das im sogenannten Konium-Gebäude auf dem Groden ausgebrochen sein sollte. Eine nach vielen hundert zählende Menschenmenge begab sich zum Brandplatz, während die Sirenen weiterhin schauerlich und langgezogen in den Herbst-abend heulten, alsbald auch vom benachbarten säch-sischen Bärenstein Erwidmung findend. Bevor aber noch die Feuerweh auf dem „Brandplatz“ einge-troffen war, brüllte es sich zur Verblüffung der be-hergeilten Menge heraus, daß auf dem Dachboden des Koniumgebäudes Spengler mit einem Lötlöcher beschäftigt waren, dessen Glutstein einen hand-nahbar hatte annehmen lassen, es wäre ein Brand entstanden, um so mehr, als der Ofen auch einige Hundert versprüht hatte. Die beängstigt ange-wachsende Menschenmenge nahm mit einiger Geheul-heit von der Geschichte mit dem Lötlöcher Kenntnis und zerstreute sich wieder, nachdem auch die Sirenen beschämt stillgeworden waren . . .

Arbeiter
kauft Eltern Kindern den
proletarischen Kinderkalender
„Freundschaft“
Millarismus gegen Recht.

Schon ist der Soldatenstand, besonders der Heidentum. Und mit ihm wird da immer geredet. Eines der wichtigsten Ziele der Militärverwaltung im Frieden ist es darum, gegen die eventuellen Unfälle, Selbstmorde aus unglücklicher Liebe, in materieller Hinsicht gedeckt zu sein. Es scheint, daß man sich weniger den Kopf darüber zerbricht, wie Unglücksfälle verhütet werden könnten, als darüber wie der Staatsapparat, besser gesagt, die Militärverwaltung, vor eventuellen Ersatzansprüchen bewahrt sein könnte.

Ein untrügliches Mittel dazu ist die zweckentsprechende Anwendung jener Bestimmung des Wehrgesetzes, die jeden Zivilisten, der noch nicht seiner Dienstpflicht Genüge getan hat, unter Militärurteil stellt, wenn er heiraten will. Da ja Bedarf es nämlich im Sinne des novellierten § 276 der Zustimmung der Militärbehörde, des Ergänzungsbefehlshabers, das über dieses Problem „nach Anhörung der Heimatgemeinde und Erforschung der Vermögensverhältnisse“ zu entscheiden hat. Wer arm ist, hat also von vornherein verliert; denn bei unsicheren Vermögensverhältnissen“ könnte es demnach geschehen, daß im Falle eines der offiziell immer wieder widerlegten Unfälle die Witwe jenes Befehl in Anspruch nimmt, das seinem Wesen nach von Wehrrecht losgerissen Angehörigen eingeführt wurde um also den Hinterbliebenen (und nur die ehelichen kommen hier in Betracht) die Wohlthat des Gesetzes zu nehmen, vorwegern die Militärbehörden Proleten prinzipiell den Ehestand zu betreiben sich darum von einer eventuell unbilligen Haftung. Warum, wird offiziell wohl schwer begründet werden können, weil doch ebenfalls offiziell jedes Unheil vollkommen ausgelassen ist und das besonders infolge der tadellosen Behandlung durch die Offiziere.

Grund zur Bewilligung der Ehe vor Abolvierung der Militärdienstpflicht ist einzig und allein das Geld: als „wichtiger“ Grund im Sinne des Gesetzes ist darum vor allem „die Verbesserung der materiellen Lage“ des Beschäftigten anzusehen, andere Gründe, etwa menschliche, kommen nicht in Betracht. Derjenige, dessen Zukunft im Militärdienst ruht, ist eben ein Nummer des Katasters und die hat keine Gefühle zu haben. Aber selbst der schwachen Vermögenswerte wird nur dann zur Ehe zugelassen, wenn er im eigenen Namen, im Namen der Braut und sämtlicher Nachkommen auf alle materiellen Erbschaftsprüche gegenüber dem Staat verzichtet, die aus dem Militärverhältnis abgeleitet werden können. Ebenso muß die Braut im eigenen Namen, im Namen der Nachkommenhaft erklären und eine „vermögende“ und unbedingte Person muß sich bedingungslos verpflichten, die eventuell hinterbliebene Witwe mit allem Anhang zu alimentieren und vollständig zu erhalten und die Heimatgemeinde muß zu allem ihre schriftliche Zustimmung geben. Dann liegt es im freien Ermessen der Militärbehörde, dem „befreiten“ Ehegattensozialen quänt zu gestatten, mit der Frau seiner Wahl neues Kanonensystem zu erzeugen. Geht diese Praxis, die mit Gewalt dem Untertan das Kamm, was ihm das Gesetz publiziert, auf die Initiative des Verteidigungsministers zurück? Werden die Militärbehörden auch zu dieser Sache im eigenen Interesse distinkt schweigen? W. L.

Nitschewo.

Vollgepfropft mit Maschinen aller Art liegt der Dampfer „Kurt Rickmers“ im Hafen von Wladiwostok und obwohl wir schon den 16. Mai geschrieben, war es noch empfindlich kalt.

Die schon seit Wochen am Boden der Meerespinte lagernden Zweeter wurden wieder hervorgeholt und schneidlich gedachte ein jeder der noch vor drei Wochen im Hafen von Koj (Japan) verbrochen Zeit, in der einem sogar das Hund am Körper als ein Jubel erschien.

„Das also war der größte russische ostasiatische Hafen?“

Zur Linken einige hundert Schritte vom Dampfer entfernt, steht ein kleiner, unansehnlicher Bahnhof, aber mit einer dreieckigen Weisenanlage; die Endstation der transibirischen Eisenbahn, der einzige Fahrweg durch die den weiglosen Steppen des fernen Ostens.

Grün und schwer liegt der Stand in allen Straßen und Gassen. Er scheint als schmales Band die vielen Forts miteinander zu verbinden, die auf den Kuppeln der kalten und baumlosen Berge liegen und die mit zweieinhalbtausend Geschützen aller Kaliber besetzt sind, deren Mündungen sich drohend gegen den Pacific richten.

Das Rasseln der Dampfwinden ist verstummt; der letzte hochräderige Karren tritt, von einer Staubwolke eingehüllt, die Straße herab, und hinter ihm gehen Hafenarbeiter, unter denen sich auch Tschunguen befinden, die einen langen, bis auf die Fersen fallenden blauschwarzen Pops tragen, über dem eine kleine, schwarze, schildlose Kappe sitzt.

Über den Bergen liegt noch ein schwaches Rot, das die immer mehr um sich greifende Dämmerung löst. Der Spiegel des Hafens ist tief gesunken und an den kreuz- und querlaufenden Balken der Pier sitzen die von ihrem Element im Stich gelassenen Seeigel und Muscheln, und zwar so dicht, daß vom Holz fast nichts zu sehen ist.

Ich bin reisefertig, stehe die vom ersten Zuevermann ansgepumpten fünf Kubel in die Tasche und schlendere hinter einer Gruppe von Arbeitern, die von dem hinter uns liegenden japanischen Dampfer kommen, nach der Stadt.

Passiere die ersten Häuser; sie sind einfüßig, schmutzig und grau. In den schmalen Vorgärten blüht grünes Getreue und in kleinen, noch blütenlosen Beeten stehen blau- oder rothmalte dünne Stangen, die auf der Spitze eine große farbige Glaskugel tragen.

Kleine Kinder, denen das hochfarbige Haar weit ins Gesicht fällt, spielen im Sand und baden Kugeln, werfen mit Kreischen die kleinen, mit Strohstaud gefüllten Blechformen in die Höhe und sehen mich mit erschrockenen Augen aus schmutzigen Gesichtern an, wie ich den einen Knirps unverrichtens an der Hand packe, ihn festhalte und nach einigen Sekunden freigebe.

Zu meiner Rechten dehnt sich der glatte Spiegel des Hafens, in dem schon alles Leben erstorben ist. Hinter der dunklen Fläche blitzen ein paar Lichter; dort am äußersten Ende eines schmalen, aber langen Balkens liegt die Werft mit einigen Torpedobooten und tagsüber konnte man die schlanken Masten eines Kreuzers wahrnehmen und einen Teil seiner Bordwand, die recht viele rote Farbflecken aufwies. — Das ganze Bild wirkt so trübselig und steht im trassen Gegensatz zu dem Leben anderer Hafenhäute. Sollte es hier auch nicht so etwas wie Dummel und Hölle geben, eine Mischung, die den Himmel für das wochenlang erhaltene Salzfleisch einschädigt?

Ganz in Gedanken verunken, renne ich an einen Polizisten an, der mich auf meine erschrockene Entschuldigung hin prüfend bedauert und mir bis zur nächsten Straße folgt.

„Donnerwetter; hier ist Leben.“ — Zu beiden Seiten stehen dichtämmige Kastaniendäume, die teilweise schon blühen und unter den Laubkronen ein Ruf und Ab und eine Gekonz, zu der meine blaue Heizermantel schlecht paßt.

Erkenntnis.

Um mich ist abendliche Stille und Frieden. Frieden! armet das stille Waldtal, die blumige Wiege zu meinen Füßen, die überfließen ist vom letzten Abendlicht. Frieden! rauscht die gewaltige Wipfelkronen der Laubbäume, das Dach eines ungeheuren Doms, dessen geringeltes schimmernde Dede von schlanken, silbernen Säulen getragen wird; den hochaufragenden Stämmen der Klobuchen. Erdräsend und erbebend zugleich wirkt die feierliche Stille, überstrahlt von den roten Gold der schwebenden Sonne auf den einsamen Menschen ein, der sich hier heraus gelächelt hat; zerquält und zermüdet von dem Ringen ums Leben.

Hoch über dem Walde, unbeschwert von allem Erdenleid, kreist einsam ein Vogel, ruhig fliehet er seine Bahn, Stärke und Majestät ist in seinem Flug.

Trotz der ebernen Nähe der Natur bewegen mich wilde Gedanken und sonderbare Bilder bestimmen vor meinen Augen die friedvolle Landschaft zu beleben. — Düstere Fabriken stehen vor mir, deren Schloße Rauch und Feuer speien, Maschinen rattern ihre monotone Melodie, Transmissionsketten laufen und Motoren singen ihr gewaltiges Lied der Kraft, ihr Lied der Arbeit.

Feurige Glutnen brechen auf mich ein, Gierstößen speien Gas, Hitze und Staub; — das Herz verbrennt und das Hirn verbröckelt im flutheissen Luolm. — Ritzhammer colen im Wolfshinengewebrerempe und zerklüften das letzte Gefühl, das letzte Stücken Gottähnlichkeit, zerretzen den letzten Rest Menschlichkeit. — Und Mensch wird Tier. —

Ein Wesen, das nur schuftet um leben zu können, ein Heidentier, das ist, schläft, sich vermehrt und stirbt. Der Mensch hat kein Schicksal mehr, keinen Willen, nur eine Bestimmung: zu arbeiten oder zu verhungern, nur eine Wahl: für andere Profit zu schaffen oder schnell und sicher zu Grunde zu gehen.

Und ich sehe einen ungeheuren Jag Menschen in die Fabriken, in die Hütten und Bergwerke strömen; Freude im Herzen und Zukunftspäne im Gehirn. — Ich sehe sie durch die Hölle der Arbeit gehen und wieder herauskommen, müde und verbraucht, um die Jugend und das Leben betrogen, zertrümmert ihre Hoffnungen, Ueber allen aber sehe ich eine Peitsche, die laufend auf ihren Rücken niederschlägt; den Mund, sich verkaufen zu müssen um geringsten Lohn.

Rot und Jammer von Millionen Menschen steigt vor meinen Augen auf; vernichtete Hoffnungen, zerstörtes Glück, — und ich erkenne, daß mein eigener Schmerz, so gewaltig er mir auch erscheint, nur ein Teil des Schmerzes ist, der die ganze Menschheit bewegt. . .

Und großes Mitleid steigt in mir auf. —

Doch auch andere Bilder sehe ich: Brautläue, glänzende Feste, elegante Derrten, gepflegte Weibchen wie Pappchen so fein, schwebend in Luft, in Freude, im Reichtum. Wie dazu verurteilt, auch nur einen Blick auf die Schattenseite des Lebens zu werfen. Menschen, Drogen, immer lächelnd und schön und voller Berachtung für das Niedrige und Gemeine der Massen unter ihnen, denen sie alles verdanken. . .

Und mein Mitleid zerbricht, wird Haß, wilder Haß, der flodernd ausfliehet, alles überstrahlend, wegweisend. . .

Von 10 Menschen haben 7 Zahnstein
...aber bedroht ist jeder!

Die Ursache der meisten Zahnerkrankungen ist der gefährliche Zahnstein. Unbemerkt sitzt er hinter den Zähnen, lockert sie . . . bringt sie oft zum Ausfall. Beseitigen Sie ihn durch regelmäßiges Zähneputzen mit Kalodont! In diesem Land enthält nur Kalodont Sulforizin-oleat nach Dr. Bräunlich. Es entfernt allmählich und sicher den Zahnstein, verhindert die Neubildung . . . erhält die Zähne fest und gesund!



KALODONT
 gegen Zahnstein

„Abhauen.“ — Fast jede vierte Person ein Offizier. Der in einer Lederhülle stehende, unten leicht gebogene Säbel schlägt bei jedem Schritt an die eleganten Reistiefel, lockert, etwas schief sitzt die hohe Zellermütze, mit dem funkelnden, doppeltköpfigen Adler über dem Lackschirm.

Vor mir geht einer mit wogendem Schritt, kniet immer in die Knie, als ob die Gelenke keine Spannkraft hätten; er hat auf den breiten Kapselklappen zwei goldene Kofetten.

Mit einemmal springt er nach rechts und packt einen nichtsahnenden Tschunguen, der neben dem Trottoir auf der Straße geht, beim Pops und reißt ihn nach rückwärts. Der, heftig erschrocken, schreit auf und will sich wehren, greift mit der Hand nach seinem Pops, sprudelt in einer mit unverständlichen Sprache etwas hervor.

Menschen bleiben stehen, lachen, wie der Tschungue mühsam nach vordräng drängt und den am Pops hängenden Offizier mitschleift. Der hat die straffen, blauschwarzen Haare um sein Handgelenk gewunden, — zerrt — läßt nach — zerrt wieder.

Verbirren und mit Aufbietung aller Kräfte strebt der Tschungue in die Mitte der Straße. Er will, und das merkt man nun deutlich, den erschollerten Offizier durch den Wagenverkehr zwingen, seinen Pops los zu lassen. Doch der hält fest, stemmt seine Trübsalblase in die weiche, lockere Erde bei einem Baum und ruft in beschuldigendem Ton einigen in seiner Nähe stehenden Offizieren etwas zu.

Ein Resser blüht und während der arme Tschufel, zu dessen Gunsten kein einziges Wort fällt, noch immer aus Leibeskräften zerrt, — durchschneidet die scharfe Klinge fast knapp am Halbe den straff angepannten Pops und mit einem Wutschrei, der nichts Menschliches mehr in sich hat, stürzt der Mißhandelte nach vorne und bleibt regungslos liegen.

Durch den dichten Halbkreis der Zuschauer wängt sich ein Polizist und steht, als er sich dem Offizier gegenüber steht, stramm; — fängt nach einigen Augenblicken mit einer geschickten Handbewegung den abgeschweiften Pops auf, den der Oberleutnant nun achlos formwirft.

Die Reihen lachen sich, jeder nimmt seine unterbrochene Promenade auf und auch der mit goldenen Kofetten Geschmückte geht, seinen wogenden Gang beibehaltend, in Begleitung einiger Offiziere weiter.

Noch immer liegt der Tschungue, das Gesicht in beide Hände vergraben, regungslos am Boden. Der Polizist geht auf ihn zu, stößt ihn

mit der Spitze seines Stiefels an, — bückt sich und reißt, als sich der Liegende immer noch nicht rührt, diesen an einem Arm in die Höhe. Mit einem leblos starren Blick richtet sich der Geschändete hoch, greift wie sich bestunend mit der Hand nach dem Kopf und reißt mit einem neuerlichen Wutschrei dem Polizisten den Pops aus der Hand und rennt die Straße hinunter, — verliert sich im Dunkel.

Ich habe die Lust an jedweder Unterhaltung verloren und gehe über das Erlebte grübelnd zurück an Bord.

Es ist doch überall gleich. Die eine Klasse ist reich- und wechlos einer anderen ausgeliefert, die jedoch die Macht besitzt und diese rücksichtslos und brutal mißbraucht. Hier plötzlicher Uebermut, der Einfall einer trunkenen Laune und der Polizist steht abendrein vor dem Verbrecher stramm, fängt wie ein dreifüßiger Fudel den ihm hingeworfenen Pops auf.

„Nitschewo. — Es ist nichts!“

Aller Schmutz und aller Unrat im Hafengewässer zieht an unsern Koffen vorüber, zieht mit der Strömung nach der Mitte des Hafens und die Sonnenstrahlen zaubern aus den kreisrunden Telflecken kleine, farbige Bilder, die langsam entschwinden.

Am Vorderdeck sind plötzlich die Winden stehen geblieben. Alle Arbeiter drängen an die Reeling, schauen nach vorne. — Schauen nach einem langgestreckten, schwarzen Körper, der immer näher kommt und der an unteiler Auferlette hängen bleibt, sich langsam um sich selber dreht.

Die Sonnenstrahlen fallen auf ein bleiches Gesicht, in dem die dunklen Augen offen stehen, — auf verkrampfte Hände, die einen langen, schwarzen Streifen festhalten und den die Strömung leise hin- und herbewegt.

Nur einen Blick werfe ich nach der Auferlette und erkenne den Tschunguen, der die ihm angelegte Schmach nicht überleben konnte und ich verspüre, wie Angst und Grauen, Haß und Mitleid in mir groß werden und schloge beide Hände vor mein Gesicht, um nur dieses Bild nicht zu sehen.

Das war damals. — Heute gibt es neue Staaten mit neuen Formen. Aber Rechtslosigkeit und Unterdrückung sind geblieben, sie haben nur eine andere Form und andere Anstriche gefunden. August W o f f u p a t s c h.

Licht und Schatten verfließen, werden Kampf, Schmerz und Haß aber gebären die Wahrheit:

Kämpfen müssen wir, kämpfen!

Zerschlagen müssen wir diese Welt des Jammers, der tausenden Peinlichkeiten, zuwiderdrängen die kleinlichen Wünsche der eigenen Seele, aus den Trümmern der zerfallenden Welt aber müssen wir aufbauen den hehren Tempel reiner Menschlichkeit.

Doch auch leise Zweifel werden in mir laut. Wird es uns gelingen, dieses gewaltige Gebäude zu errichten, das Glück und Freude der gesamten Menschheit fassen und beherbergen soll? — dessen Mauern so hart sein müssen, daß sie dem blindgehässigen Wüten der heute noch alles beherrschenden Wörter Haß und Unverständnis widerstehen? Werden nicht tausende von Tausenden Schwert und Kelle verlegend stufen lassen, wenn sie die ungeheuren Größe des begonnenen Werkes erkennen? . . . Die ganze Welt wollen wir auf neue Grundlagen stellen, fast übermenschlich, unfähig in Vielen diese Aufgabe.

Meine zweifelnden, suchenden Gedanken fliegen durch Tausende der Menschheitsgeschichte.

Auf dem dunklen Hintergrund der längst hereingebrochenen Nacht sehe ich die Brandfackel der Revolution durch die Zeiten fliegen. Von den Häuten ägyptischer Sklaven geschleudert, beleuchtet sie die düstere Tyrannie des Altertums; hell leuchtet sie auf in den Händen des Spartakus; hus und Würger entfachen ihre Flamme zu lodender Glut. Hell frohlt die Flamme der Revolution zu Ende des 18. Jahr-

hunderts in Europa auf, noch einmal heftig Jahre nachher und abermals heftig Jahre später.

Tausende und Zehntausende von Freiheitskämpfern fallen unter den Streichen bezahlter Heereshexen, Millionen von Revolutionären sehe ich an ihre Stelle treten und immer näher kämpft sich die Menschheit ihrer endlichen Erlösung.

Und all mein Suchen rundet sich zur letzten Erkenntnis. —

Wir sind nicht allein. — Millionen stehen in dem letzten Ringen um die Befreiung der Menschheit. Wir sind die Kerntruppe einer ungeheuren Armee, die in Jahrtausenden Kämpfe und verblutend uns den Weg bereitere zu neuen Höhenanstiegen. Wir empfangen die Brandfackel und tragen sie weiter zum endlichen Sieg.

Wir, die Kämpfer von heute, werden die Sieger von morgen sein.

Arbeitermassen sehe ich schreiten, über trotigen Gesichtern flattern rote Fahnen, — flammendrote Fahnen — flattern stolz über deutschen, über russischen, über den französischen Proletariern, — über dem Proletariat der ganzen Welt. Gesang steigt auf: Völker, hört die Signale, auf zum letzten Gehecht. . .

Und Kampfruf wird Siegesruf!

Freunde, hört ihr den Ruf?! — seht ihr das nahe Ziel?! . . . bleibt nicht abseits stehen, kommt mit! Wir haben Platz für alle!

Heran, Freunde, Genossen, tretet an!

Am Himmel strahlen die ewigen Sterne; all meine Zweifel sind verweht; ich weiß, daß wir siegen werden. . .

Martin Grill.

